

## EINS

Ich sitze seit gut einer halben Stunde Herrn Gunthau gegenüber. Herr Gunthau ist mein Psychotherapeut, und wir haben doch tatsächlich schon tüchtig gelacht. Ein vermutlich eher seltener Umstand während einer Therapiestunde. Doch obwohl ich genügend Gründe habe, um mal so richtig hemmungslos zu heulen, verspüre ich dazu keine Lust.

Denn sobald ich die Praxis betrete, fühle ich mich geborgen. Die Ruhe meines Therapeuten strahlt auf mich aus. Und daher betrachte ich die in Griffweite liegenden Papiertaschentücher jedes Mal nur als schmückenden Beiwerk. Wir haben heute bereits viele Themen angerissen.

Zum Beispiel stand mein Hass, den ich gegen die Leitkuh hege, unangefochten auf Platz eins meiner Tagesordnung. Bei der Leitkuh handelt es sich um Frau Barbara Leitmeyer-Mummelthey. Sie ist die unmittelbare Dienstvorgesetzte meiner beiden Kollegen Wilfried „Willi“ Winterstein und dem aus Sachsen stammenden Andy Bollermann, Kurzform Bolle. Und leider ist sie eben auch meine Dienstvorgesetzte. Die Leitkuh ist ein Paradebeispiel dafür, wie man es mit einem unterbelichteten Verstand bis weit nach oben schaffen kann. Vom ersten unheilvollen Tag an, an dem sie unser mausgraues DDR-Plattenbau-Präsidium betrat, befinde ich mich mit ihr im Krieg.

Ihre Position verdankt sie mehreren glücklichen oder unglücklichen Umständen. Es kommt ganz auf die Betrachtungsweise an.

Und nicht zuletzt wurde sie mir und meinen Kollegen vor die Nasen gesetzt, weil ich mich nicht auf die Stellenausschreibung beworben hatte. Ein Fehler. Und so nebenbei auch noch der größte meines Lebens.

Sie ist meine Erzfeindin und die beste Freundin meiner Mutter.

Auch sie stand heute schon auf der Tagesordnung. In den letzten Jahren ist meine Mutter dazu übergegangen, mich anteilig in den Status einer Erwachsenen zu heben. Was nicht bedeutet, dass ich mich frei bewegen darf. Stünde meine Mutter mit jeglicher Technik nicht auf dem Kriegsfuß, hätte ich schon längst eine Drohne über meinem Kopf schweben. Diese Rundumbewachung unter dem Vorwand größtmöglicher Sorge um mein Wohlbefinden wird nur dann unterbrochen, wenn meine Mutter das Kriegsbeil ausgräbt und dumm tut. Dazu braucht es nicht unbedingt einen Anlass. Es gab schon eisige Schweigephasen von bis zu einem viertel Jahr, die meist von mir beendet wurden. Ich bin also den größten Teil meines

Lebens von zwei sehr bösen Frauen umgeben, die eine innige Freundschaft verbindet.

Mein Sohn Sebastian hält sich seit ein paar Monaten in Norwegen auf und hat bereits vorsorglich angekündigt, nie wieder zurück nach Deutschland kommen zu wollen. Das war heute unser Tagesordnungspunkt drei. An diesem habe ich am meisten zu knabbern. Ich kann den Gedanken, dass Sebastian vielleicht wirklich in Norwegen bleiben wird, schlecht ertragen.

Weniger interessant ist die Nebensächlichkei, dass seine Freundin, das vegane Schneewittchen, ebenfalls nicht zurückkommen will. Schneewittchen, mit gut bürgerlichem Namen Franziska, arbeitet wie mein Sohn in einem Supermarkt und wird dort vermutlich versuchen, mit großer Überzeugungsarbeit und missionarischer Leidenschaft die gesamte norwegische Bevölkerung zu Veganern umzuerziehen. Ich glaube nicht, dass ihr das gelingen wird. Aber Schneewittchen kann, wenn es um ihre Ideale geht, sehr temperamentvoll und leidenschaftlich sein. Vielleicht überschreitet sie ja gewisse Grenzen und fliegt aus Norwegen raus. Sollte das der Fall sein, wird mein Sohn ihr hoffentlich folgen.

Herr Gunthau wirft verstohlen einen kurzen Blick auf seine Uhr. Eine Stunde ist schnell vorbei, und es bleiben noch ein paar Themen, die ich gern mit ihm besprechen will. „Dann gehen wir doch einfach mal zu Punkt vier über“, schlägt er vor.

Ich wäge kurz ab, was mir am wichtigsten erscheint. Kann mich aber nicht entscheiden. „Ich werde verfolgt, und ich fühle mich einsam“, sage ich daher. Herr Gunthau mustert mich mit seinem typischen nachdenklichen und freundlichen Blick. „Es kann aber nicht sein, dass wir in diesem Fall zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnten?“, fragt er.

„Sie meinen, ich sollte mit meinem Verfolger eine Beziehung eingehen?“, frage ich und lache laut los.

Herr Gunthau lacht ebenfalls. „Ist wohl keine so gute Idee“, meint er. Dann wird er ernst. „Wer verfolgt Sie?“

„Ein Mann. Ich nenne ihn den Bommelmützenmann. Er trägt immer so eine ausgeleierte und verwaschene Bommelmütze. Ich bin ihm bisher vier oder fünf Mal begegnet. Zweimal nachts. Und einmal hat er mir ein paar auf die Glocke gehauen.“ Herr Gunthau macht große Augen.

„Er hat Sie geschlagen?“

Ich nicke nur und gehe schnell zu Punkt fünf über. „Seit mein Sohn ausgezogen ist, macht mir die Einsamkeit zu schaffen“, sage ich leise. „Ich hätte das niemals für möglich gehalten. Aber es ist Scheiße, wenn man abends nach Hause kommt und die Wohnung leer ist. Vor allem weil man weiß, dass sie leer bleiben wird.“

Herr Gunthau tut das, was er häufig macht. Er denkt über meine Worte nach und antwortet nicht sofort. „Sie sollten vielleicht ernsthaft einen Partner in Erwägung ziehen“, schlägt er dann vor. „Warum wollen Sie allein bleiben?“

Ich starre auf meine Fußspitzen und antworte ebenfalls nicht gleich. „Ich habe einmal tüchtig danebengegriffen. Mein Ex-Mann war hochgradig cholerisch. Cholerische Menschen machen mich krank. Und fast jeder Mann ist Choleriker. Der eine mehr, der andere noch mehr. Aber cholerisch sind sie alle“, behaupte ich.

Herr Gunthau schmunzelt. „Es gibt doch auch Ausnahmen“, meint er folgerichtig. „Aber die lerne ich nicht kennen“, erwidere ich trotzig.

„Haben Sie denn schon mal nach den Ausnahmen gesucht?“, fragt mein Psychotherapeut und hat mal wieder den richtigen Riecher. Also schweige ich und ziehe nur einen Flunsch.

„Na gut“, bricht Herr Gunthau diese Thematik ab. „Darüber können wir uns gern in der nächsten Sitzung unterhalten. Ich würde gern noch einmal auf den Mann zurückkommen, der Sie überfallen hat. Konnten Sie ihn verhaften?“

Ich schüttele den Kopf. „Er hat mir nicht einmal die Chance gegeben, ihm ebenfalls eine zu verpassen. Bevor ich mich aufgerappelt hatte, war er weg. Es ist ...“, ich suche nach den passenden Worten. „Es ist so, dass mir der Kerl nicht mehr aus den Kopf geht. Auch wenn ich ihn nicht sehe, fühle ich mich von ihm verfolgt. Seine Unsichtbarkeit verschlimmert sogar meine Ängste. Verstehen Sie das?“

„Aber selbstverständlich.“

„Wenn es nicht sein muss, gehe ich nachts nicht mehr raus. Und dabei habe ich eine Dienstwaffe und müsste mich sicher fühlen.“

„Sie standen unter Schock“, meint er Gunthau. „Überfallen und geschlagen zu werden ist auch für Polizistinnen zum Glück kein Alltag. Ihre Reaktion ist völlig normal. Erzählen Sie mir bitte, wie sich alles abgespielt hat.“

Also berichte ich über meine nächtliche und mysteriöse Begegnung mit diesem Fremden, der irgendwie meine Nähe sucht. Die ersten beiden Male habe ich mich kurz mit ihm unterhalten, wobei ich nicht einmal mehr weiß, worüber. Ich habe mir nur so viel gemerkt, dass er wohl keine Wohnung hat. Er lebt nach seinen Worten

freiwillig unter dem Himmel oder – bei schlechtem Wetter – unter unserer Hängebrücke in Sassnitz.

Was mich gewaltig stört, ist die Tatsache, dass er weiß, wo ich wohne. Ich habe ihn einmal von meiner Wohnung aus unter einer Straßenlaterne stehen sehen. Er starrte zu mir nach oben und löste ein Gefühl aus, das alles andere als angenehm war. Und unsere vorläufig letzte Begegnung endete für mich sehr schmerzvoll. Vielleicht hätte ich nicht mit gezogener Waffe auf ihn losmarschieren dürfen. Aber er stand als dunkles Schattenwesen nur ein paar Schritte von mir entfernt. Sein viel zu großer Mantel flatterte im Wind. Es war kurz vor oder nach Mitternacht. Und die ganze Situation war nicht nur extrem gruselig, sondern erschien mir fast schon surreal. Also verlor ich meine Ängste, pumppte mich voller Adrenalin, zog die Waffe und raste ungebremst auf ihn zu. Bis zu diesem Faustschlag. Diesem verdankte ich eine aufgeplatzte Lippe, ein mächtiges Hämatom unterhalb des Auges, eine stark in Mitleidenschaft gezogene Augenbraue und einen wochenlang schmerzenden Rücken, auf dem ich mit voller Wucht zum Erliegen kam. Seitdem hasse ich eine weitere Person in meinem Leben. Und zum ersten Mal auch eine Bommelmütze. Meine Zeit ist abgelaufen. Das ist das Schlimme an diesen Therapiestunden. Dass sie zu Ende sind, bevor man über alles sprechen konnte. Aber auch Therapeuten sind halt nur arbeitende Menschen und ziehen die Reißleine, wenn sechzig Minuten vorüber sind. Wir verabreden die nächste Sitzung für die kommende Woche. Während ich warte, bis Herr Gunthau den Termin notiert hat, schaue ich nach draußen. Es ist dunkel geworden. Na, ganz toll aber auch. Da kann ich doch gleich mal testen, ob die heutige Sitzung schon Fortschritte erzielt hat. Ich verabschiede mich von Herrn Gunthau und gehe hinaus in die Finsternis. Als erstes presse ich mich an die Hauswand. Dann gucke ich vorsichtig nach links und dann nach rechts. Mit Argusaugen schiele ich zwischen Bäume und Büsche. Aber niemand wartet auf mich. Weder der Bommelmützenmann noch ein anderer Mann, der mein neuer friedvoller Partner werden will. Nun ja, da kann man nichts machen. Ich prüfe, ob meine Waffe richtig sitzt und gehe langsam nach Hause.

Das in Stein gemeißelte Grundgesetz besagt, dass ich zunächst meine Mutter anzurufen habe, sobald ich meine Wohnung betrete. Trotz dreißig absolvierter Therapiestunden hat sich daran noch nichts geändert. Und es wird sich auch nie mehr daran etwas ändern. Das Telefonat dauert nicht lange. Meine Mutter fragt, was es Neues bei mir auf Arbeit gibt.

„Na ja“, sage ich. „Viel hat sich heute nicht ereignet. Wir haben ...“

„Wenn du nicht darüber reden willst, dann lass es eben bleiben“, erwidert meine Mutter. „Das kenne ich ja. Mit dir kann man selten mal ein vernünftiges Gespräch führen. Ich vermute, dich interessiert nicht, was ich erlebt habe.“

„Also so kannst du ...“, erhebe ich Einspruch.

„Dann können wir das Telefonat ja auch beenden“, sagt meine Mutter und legt auf. Unmittelbar darauf klingelt das Telefon erneut. „Nervenklau“ zeigt mein Display an. „Was ich dir noch sagen wollte“, faucht meine Mutter in den Hörer. „Deine Art, mit mir so herzlos umzugehen, wird mich vermutlich frühzeitig ins Grab bringen. Aber mach ruhig weiter so. Tu dir bloß keinen Zwang an. Irgendwann stehst du vielleicht mal an meinem Grab. Oder auch nicht. Aber für Reue ist es dann zu spät.“

Damit legt sie erneut auf. Nachdenklich blicke ich mein Telefon an. Seinen Vorgänger habe ich auf dem Laminat zerdrückt. Auch eine Folge einer gestörten Konversation mit meiner Mutter.

Wieder klingelt das Telefon. „Du machst mich waaaaahnsinnig!“, brülle ich entnervt. Erst dann fällt mein Blick auf das Display. AA lese ich.

„Oh“, rufe ich freudig aus. „Das ist aber mal eine schöne Überraschung! Wie geht es dir? Wir haben so lange nichts voneinander gehört. Erzähle, ich bin ganz Ohr.“

Ich flitze mit dem Telefon zu meiner Sitzlandschaft und krieche in meine Lieblingsecke. Dort höre ich meiner besten Freundin Andrea Andreas zu, die mal wieder mit ihren Nerven am Ende ist. Andrea hat vier erwachsene Söhne, die allesamt ihre Mutter permanent auf Trab halten. Bei keinem ist das Leben geradlinig verlaufen. Schule schwänzen, Ausbildungen abbrechen, Studien hinschmeißen, Lebensgefährtinnen den Laufpass geben, Kinder in die Welt setzen und Dauergast auf verschiedenen Arbeitsagenturen – so sieht der Alltag von Lucas, Leo, Lars und Lutz aus. Der Mann meiner Freundin heißt Hans und ist das Gegenteil von Andrea. Während sie sich um alles und jeden sorgt, schottet sich Hans von seiner Umwelt gekonnt ab. Er ruht in sich. Mit den Söhnen hat er abgeschlossen. Vielleicht ist das richtig. Vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall ist er keine Stütze für meine Freundin.

„Seit Wochen habe ich kein Lebenszeichen mehr von Lucas gehört“, sagt Andrea und schluchzt leise auf.

„Aber das ist doch nichts neues“, werfe ich ein. „Lucas bricht doch manchmal jeglichen Kontakt über Monate hinweg ab.“

„Das stimmt schon“, meint sie niedergeschlagen. „Aber in letzter Zeit hatte sich unser Verhältnis gebessert. Er kam oft zu uns nach Hause. Und plötzlich antwortet er nicht mehr. Ich habe ihm auf die Mailbox gesprochen, und ich sende fast jeden Tag eine SMS. Aber er meldet sich nicht. Ich mache mir Sorgen, Jessica“, sagt Andrea. „Ich liege jede Nacht wach und fühle, dass etwas schlimmes passiert ist. Ich fühle das.“

„Wo wohnt Lucas denn derzeit?“

„Keine Ahnung“, haucht Andrea in die Leitung. „Irgendwo hier auf der Insel. Kannst du versuchen, ihn zu finden?“, wimmert sie.

„Ja klar“, sage ich sofort, denn ein paar Möglichkeiten hat man dann ja doch so bei der Polizei. Zugute kommt mir, dass wir derzeit nur Lappalien zu bearbeiten haben. Ein paar Kellereinbrüche, zwei Autodiebstähle, eine Schlägerei als Krönung eines Junggesellenabschiedes – das war’s dann auch schon.

„Wie geht es denn deinen anderen Söhnen?“

Herr Gunthau würde jetzt sagen, dass meine Frage nicht gerade optimal war. Andrea erleidet einen schweren Weinkrampf. Ich verstehe nur so viel, dass Lars zu der Erkenntnis gelangt ist, in Bayern nicht dahoam zu sein. Der Rest geht im Schluchzen unter. „Gib mir mal Hans an den Apparat“, sage ich mit energischer Stimme.

„Der ... trinkt sich ... das Leben schön.“

„Dein Mann säuft“, rufe ich erstaunt aus. „Der hat doch früher kaum mal eine Flasche Bier angesehen, geschweige denn leer getrunken.“

„Das Leben besteht ... aus Veränderungen.“ Ich höre, wie sie sich schnäuzt.

„Entschuldige, dass ich dir den Feierabend versaut habe“, sagt sie leise.

„Rede keinen Unsinn. Gleich morgen versuche ich, Lucas zu finden“, verspreche ich ihr. „Und wir müssen uns treffen, hörst du? Am besten, auch gleich morgen.“

„Und was erzählst du deiner Mutter?“

„Die Wahrheit. Ich erzähle ihr, dass wir uns treffen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie mit mir dumm tut, liegt immerhin bei einhundert Prozent.“

„Da ist was dran“, schnieft Andrea, sagt Gute Nacht und legt auf.

Ich wühle in meinem Schrank und stelle enttäuscht fest, dass ich es versäumt habe, meinen französischen Lieblingslikör zu kaufen.

Ohne die beruhigende Wirkung mehrerer Gläser Grand Marnier schlafe ich mehr schlecht als recht und werde von wilden Träumen geplagt. Zu guter Letzt renne ich der Leitkuh hinterher, die komischerweise eine Bommelmütze trägt, und jage sie durch unseren herrlichen Jasmunder Nationalpark. Am Hochuferweg habe ich sie

beinahe eingeholt. Sie rutscht aus und kommt ins Straucheln. Während sie um Hilfe schreit, dreht sie ihren Kopf zu mir um. Der Rest ihres Körpers bewegt sich nicht. Das macht mir Angst, und während ich die Augen aufreiß, stürzt die Leitkuh schreiend in den Abgrund. Damit hat die verstörende Nacht doch noch ein gutes Ende gefunden. Blinzeln starre ich auf den Wecker. In fünf Minuten wird er unbarmherzig klingeln. Ich stelle ihn aus, setze mich auf die Bettkante und sehe nach draußen. Ein paar vereinzelte Flocken wirbeln herum. Die Nachboten des heftigen, kurzen Wintereinbruchs, den wir vor wenigen Tagen erleben durften. Jedes Flöckchen heiße ich grundsätzlich herzlich willkommen. Ich rede mir dann immer ein, dass die allgegenwärtige Klimakatastrophe vielleicht doch noch nicht ganz so nah ist, wie man uns glauben machen will. Gleichzeitig frage ich mich, warum die Medien den Winter fast schon verteufeln. Einen Großteil der Menschheit hat man immerhin schon dazu gebracht, diese Jahreszeit zu hassen. Was um alles in der Welt ist denn nun die eigentliche Katastrophe? Das aus den Fugen geratene Klima oder ein einzelner Wintertag, von dem es früher einhundert am Stück gab? Schenkt man den Medien Glauben, nehmen sich beide Ereignisse nicht viel, was bei genauer Betrachtungsweise völlig idiotisch ist.

Jedenfalls verhilft mir der leichte Schneefall dazu, den Tag mit Elan zu beginnen. Nach der ausgiebigen Dusche genieße ich mein Frühstück. Ich nehme mir heute viel Zeit. Eine Menge Mehrarbeitsstunden gilt es abzusetzen. Bevor ich meine Wohnung verlasse, rufe ich meine Mutter an.

„Dein Anruf kommt ungünstig“, sagt sie. Wobei ihre Stimme ausgesprochen freundlich klingt. „Ich mache mich gerade für die Schule fertig.“

Ich verspüre einen heftigen Stich und schließe die Augen. Schon einmal hat mich meine Mutter mit einer ähnlichen Aussage aus meinem seelischen Gleichgewicht geworfen. Die Hausärztin meiner Mutter ist jedoch der Meinung, dass weniger Demenz als vielmehr wohlüberlegte Gerissenheit meine Mutter zu derlei Äußerungen treiben. Sie weiß, dass sie mich damit noch mehr an sich binden kann. Ich hole tief Luft und höre meine Mutter lachen. „Brauchst dir keine Sorgen zu machen“, sagt sie. „Das war doch nur Spaß.“

„Ja, schön, wenn das so ist“, stottere ich. Ich lache trotzdem nicht. Meine Mutter erklärt, sie müsse jetzt einkaufen gehen und wünscht mir einen schönen Tag. Nachdenklich lege ich auf. Mein Vorhaben, mit meinem neuen Skoda zum Dienst zu

fahren, verwerfe ich. Nachdenklich gehe ich durch den dichter werdenden Schneefall zum Präsidium.

Als erster läuft mir Wilfried Winterstein über den Weg. In letzter Zeit achtet er extrem auf sein Äußeres. Die Zeiten, in denen er als stinkende Vogelscheuche durch Sassnitz schlich, sind vorbei. Willi rasiert sich täglich, kämmt seine drei verbliebenen Haare und hat sich neu eingekleidet. Er ist sogar der Meinung, ein paar Kilogramm abgenommen zu haben. Vielleicht liegt es daran, dass ihn derzeit niemand bekocht und er mit seiner zu einem Werwolf mutierten Hündin namens Sally viel durch die Gegend läuft.

„Heute ist mein großer Tag“, sagt Willi und lädt mich zu einer Tasse Kaffee ein. In unserer Teeküche wird fast ausnahmslos Kaffee gekocht, und wir wechseln uns kollegial ab. Winterstein, Bollermann, Olli Teichert und ich. Wenn unser Sachse kocht, schmeckt der Kaffee am besten.

Ich trotte hinter Willi her und fläze mich auf einen der Besucherstühle in seinem kleinen Büro. „Was findet denn heute statt?“, erkundige ich mich und nehme dankend eine Tasse dampfenden Kaffees entgegen.

„Meine Scheidung.“

„Na, Gott sei Dank“, stoße ich mit Inbrunst hervor. Ich bin heilfroh, dass Willi seiner russischen Edelnutte nach unendlich langem Zögern und Zaudern nun endlich den Laufpass gibt. Das kann für ihn nur gut sein. Ich würde mich freuen, wenn seine beiden Töchter die Verbindung zu ihrem Vater wieder aufnehmen würden. Aber die scheinen fest zu ihrer Mutter zu halten und kein Bedürfnis zu haben, ihren Vater sehen zu wollen.

Willi guckt nachdenklich in seine Tasse. „Es ist doch richtig, dass ich mich scheiden lasse, oder?“

„Ist das dein ernst, oder verarschst du mich?“

Willi hebt die Schultern. „Es ist immerhin endgültig“, meint er.

„Na, das soll es doch auch sein!“, rufe ich leidenschaftlich aus. „Deine Elena hat dich jahrelang betrogen. Zuletzt mit eurem Therapeuten in deinem eigenen Bett. Der sollte eigentlich eure Ehe retten. Und jetzt wirst du wankelmütig? Sei doch froh, dass jetzt endlich alles vorbei ist! Bekommst du tatsächlich Zweifel? Willi, du spinnst doch hochgradig. Notfalls prügele ich dich zum Richter.“

„Es wäre mir eine Ehre“, murmelt Willi.

„Und? Schaffst du es oder soll ich dich begleiten?“

„Ich bin ein echter Mann und schaffe das alleine“, behauptet Winterstein. Ich habe da so meine Bedenken, sage aber nichts Gegenteiliges.

Es klopft kurz, und Bollermann und unser IT-Experte Oliver Teichert betreten Willis Büro. Olli Teichert ist derzeit nicht annähernd ausgelastet. Seine Ideen, unser Präsidium sozial in allen Netzen zu vernetzen, damit Opfer und Verbrecher oder auch nur stinknormale Personen unsere Tweets retweeten können, finden bei unserem Staatsanwalt Dr. Richard Vogel nicht mehr so recht Gehör. Im Gegenteil. Teicherts letzter Vorschlag sorgte für einen geradezu beeindruckenden Anschiss seitens unseres Staatsanwaltes. Das war gut. Denn so musste ich Teichert nicht verbal zur Sau machen. Unser Schwergewicht hatte den glorreichen Einfall, verschiedenfarbige Klebezettel im Foyer auszulegen, damit der wartende Bürger seine Zeit mit entspannenden Übungen überbrücken kann. „Man könnte beispielsweise aus grünen Klebezetteln einen Tannenbaum kreieren“, schlug Teichert vor. Er war schon mal mit gutem Beispiel vorangegangen und hatte an eins der Fenster einen aus Millionen roten Zetteln bestehenden großen Pfeil aufgeklebt, der in Richtung Eingang zeigte. Dafür wurde er zunächst von unserer passiven Putzfrau, Anne-Marie Dänzel-Trentzsch, zur Brust genommen. Es war das erste Mal, dass ich mit ihr einer Meinung war.

In unserer anschließenden Besprechung erntete Teichert dann zunächst fragende Blicke, danach Skepsis ob der Ernsthaftigkeit seines Vorschlages. Und zuletzt entlud sich ein heftiges Gewitter über den Kopf von Hasi-Mausi, wie er von seinem Lebenspartner Dr. Henning Wahlberg liebevoll genannt wird. Winterstein brüllte, ob Teichert nichts Besseres zu tun habe und ob ihm eigentlich bewusst sei, wofür er sein Geld bekomme. Vogel wurde noch deutlicher. Er wies Teichert an, seine Tätigkeitsdarstellung zu lesen und sich an den dort aufgeführten Aufgaben zu orientieren. Er verbot ihm mit sofortiger Wirkung alle weiteren sinnfreien und abartig blöden Kindereien.

Seitdem ist es um das goldige Hasi-Mausi sehr ruhig geworden. Die Anfangslorbeeren, mit denen Teichert von unserem Staatsanwalt überschüttet wurde, sind aufgebraucht. Und falls Teichert weitere idiotische Ideen vorbringt, wird er wohl die letzten Sympathiepunkte verlieren.

„... euch alle ein“, sagt er gerade.

„Mach das bloß nicht“, rät Willi. Bollermann meint, dass das jeder für sich alleine entscheiden muss.

„Ich kann nur abraten“, beharrt Winterstein.

Ich gucke mal wieder dumm aus der Wäsche, da ich von Teicherts Rede nichts mitbekommen habe.

„Der Kerl will heiraten“, erklärt Willi und winkt ab. „Sage nicht, ich hätte dich nicht gewarnt, Teichert. Heiraten! Und dann noch den Wahlberg. Mensch, wie kann man nur so blöd sein? Unser Rechtsmediziner liebt höchstens seine Leichen. Das müsstest du doch mittlerweile gemerkt haben.“

Teichert wird dunkelrot. „Ich möchte nicht, dass über meinen Schatz derart gesprochen wird. Henning ist ein liebevoller und einfühlsamer Mensch, der ...“ An dieser Stelle ertet Teichert ein dreistimmiges kollegiales Gelächter. Willi tippt sich an die Stirn. Sogar Bolle rauft sich seine Lockenmähne.

„Wir sprechen aber schon von ein und derselben Person, oder?“, frage ich Teichert.

„Wissen Sie, wir kennen Dr. Wahlberg schon seit Jahren. Und er ist uns allen ausnahmslos nur als gefühlloses und menschenverachtendes Mons ... äh, schlechter Mensch über den Weg gelaufen“, stottere ich drauflos.

Teichert guckt griesgrämig drein. „Henning ist der Beste“, behauptet er. „Die Vorbereitungen für unsere Wedding laufen seit Wochen auf Hochtouren. Wir planen einen richtig großen und gewaltigen Polterabend mit allem drum und dran. Und die Wedding wird pompös. Und ihr seid alle ganz herzlich eingeladen.“

Teichert sieht von einem zum anderen und strahlt uns erwartungsvoll an. Was soll ich da machen? Ich strahle spärlich zurück und bedanke mich artig. Winterstein bleibt ehrlich. „Du rennst voll in die Katastrophe“, murmelt er. „Aber trotzdem danke“, fügt er wenigstens an.

Bolle erklärt, dass er für solche Feiern eigentlich nichts übrig hat. Aber für Teichert mache er mal eine Ausnahme. „Nur für dich“, sagt er. „Nicht für Dr. Wahlberg.“

Teichert ist glücklich. Er klatscht in die Hände und erzählt uns schon mal vorab, was alles geplant ist. „Eine Livekapelle ist schon arrangiert. Und das Buffet wird gewaltig“, schwärmt er uns vor. „Ich sammle schon Ideen für Gesellschaftsspiele, und vielleicht gibt es sogar noch ein kleines Feuerwerk.“

„Um Gottes Willen“, sagt Winterstein theatralisch. „Denkt mal einer an das Klima?

Und was soll denn die ganze Scheiße kosten? Warum glauben die Leute heutzutage, dass sie mit überdimensionalen Feiern ihre Mitmenschen beeindrucken müssen? Da

wird Hinz und Kunz eingeladen, bloß um auf einhundert Personen verweisen zu können. Ich begreife das alles nicht mehr.“

„Mit wie vielen Gästen rechnen Sie denn zu Ihrem Polterabend?“, frage ich, obwohl mich das eigentlich nicht interessiert. Ich habe nur etwas Mitleid mit Teichert, der immer kleiner geworden ist. Wenn ich Teichert wäre, würde ich auf einen Polterabend verzichten. Wer soll da kommen? Wahlberg hat keine Freunde. Ob er eine Familie hat, ist mir nicht bekannt. Vielleicht hat er nicht mal eine Mutter. Denn ich hege schon lange den Verdacht, dass Wahlberg ein Roboter sein könnte. Teicherts Privatleben ist mir ebenfalls ein Buch mit sieben Siegeln. Nachdenklich kratze ich mich am Kinn. Früher, als Dieter Oertel noch unser Dienstvorgesetzter war, war alles anders. Ich weiß nicht, ob das ein Verdienst des Vorgängers unserer dämlichen Leitkuh war. Auf jeden Fall wussten wir alle voneinander alles. Und das war schön. Heute habe ich nur noch zu Winterstein so ein Verhältnis.

„Hat die Leitkuh eigentlich einen Mann oder Kinder?“, frage ich in die Runde. Die drei Herren gucken mich verständnislos an.

„Wie kommst du plötzlich auf die hohle Kuh?“, erkundigt sich Winterstein, der sie noch mehr hasst als ich. Was eigentlich nicht möglich ist.

„Vergesst es“, sage ich kurz und winke ab.

„Fünfzig“, sagt Teichert.

„Die Leitkuh hat fünfzig Kinder?“, frage ich dümmlich nach. Denn ich habe den Faden verloren.

„Wir rechnen mit fünfzig Gästen zu unserem Polterabend“, erklärt Wonne-Mausi.

„Wo sollen die denn herkommen?“, frage ich fassungslos nach. „Haben Sie die Top-Einhundert Ihrer fünf Millionen Social-Media-Freunde angeschrieben?“

Teichert nimmt es gelassen. „Natürlich habe ich es überall gepostet“, erklärt er. „Da kommt bestimmt eine große Meute zusammen.“

„Aber da ist niemand dabei, den Sie wirklich kennen, oder?“, frage ich vorsichtshalber nach.

Teichert ist heute nicht aus der Ruhe zu bringen. „Ein paar von denen kenne ich schon. Und es kommen ja auch einige vom Schachverein. Und mein Henning rechnet mit vielen seiner Studienfreunde.“

Wir sagen nichts mehr. Warum sollen wir Teicherts Optimismus mit aller Macht kaputt machen? „Ich habe eine Aufgabe für Sie“, sage ich stattdessen. Olli Teichert

sieht mich erwartungsvoll an. „Versuchen Sie mal, über Ihre Kanäle nach einem Lucas Andreas zu suchen. Lucas ist der Vorname.“

„Und wer ist das?“, erkundigt sich Teichert.

„Der Sohn meiner Freundin“, gebe ich ehrlich Auskunft. „Sie macht sich Sorgen. Er ist wohl mal wieder verschwunden. Aber sie glaubt zu spüren, es könne etwas schlimmes passiert sein.“

„Logisch“, sagt Teichert und watschelt in sein Büro.

Den Rest des langes Tages versuchen wir uns nützlich zu machen. Ich habe mir die verschiedenen Kellereinbrüche an Land gezogen. Dabei zieht ganz besonders einer meine Aufmerksamkeit auf sich. Bei einem Herrn Lautergast wurden fünf Schaufensterpuppen entwendet. Diese Tatsache weckt zwei Fragen in mir. Zunächst frage ich mich, warum man Schaufensterpuppen im Keller hat. Und dann frage ich mich weiterhin, warum diese gestohlen wurden. Also rufe ich bei Herrn Lautergast an. Er zeigt sich hochofrennt, dass er die Stimme der Polizei vernimmt und schmettert einen ganzen Redeschwall auf mich ab. Sehnsüchtig blicke ich nach draußen.

„Wissen Sie was“, unterbreche ich Herrn Lautergast. „Ich denke, ich komme gleich mal bei Ihnen vorbei. Und dann können Sie mir alles in Ruhe erzählen.“ Herr Lautergast meint, dass er von so viel Fürsorge und Pflichterfüllung überwältigt sei und versichert mir, sich wahnsinnig auf mich zu freuen. Das machen erfahrungsgemäß sehr wenige. Und Herr Lautergast kennt mich ja auch noch nicht. Ich flöte, dass ich mich ebenfalls freue und trotte aus dem Präsidium.